

1901/I<sup>1</sup>

### **Lieder- und Duettabend des Ehepaars Hildach.**

Das Künstlerpaar Anna und Eugen Hildach erfreut sich seit einer langen Reihe von Jahren in der Kunstwelt wohlverdienten Ansehens. Von der Beliebtheit, die es auch hier in Königsberg genießt, legte freilich der Besuch des vorgestrigen Konzertes nur sehr mangelhaft Zeugnis ab. Der Börsensaal war trotz des Sonntags und der „populären“ Eintrittspreise nur zur Hälfte besetzt.<sup>2</sup>

Daß beide Künstler mit einer recht entwickelten gesanglichen Technik liebenswürdigen, geschmackvollen Vortrag verbinden, ist ebenso bekannt, wie, daß ihrer beider Gesangkunst nicht völlig schlackenfrei ist. Beide haben beispielsweise die leidige Gewohnheit des Aspirierens in Koloraturen und Melismen, anstatt des dafür erforderlichen *legato*. Außer diesen Fehlern beeinträchtigte diesmal auch merkliche Indisposition beiden Sängern die Wirkung mancher Leistung. Daß aber trotzdem noch genug des Lobenswerten und Beifallwürdigen verblieb, ist selbstverständlich, bekundete sich überdies auch in dem warmen Beifall, durch den sie ausgezeichnet und zu verschiedenen Wiederholungen genötigt wurden.

Die Reihe der Solovorträge begann Eugen Hildach mit fünf Balladen und Liedern von Schumann, darunter zwei selten gesungenen, der „roten Hanne“ und der „Ballade des Harfners“. Unter dem letzten Titel sang der Künstler allerdings, abweichend von Schumann, den Text, den Goethe unter dem Titel „der Sänger“ als selbständige Ballade unter seine Gedichte aufgenommen. Schumann wollte aber die „Ballade des Harfners“ – also die Fassung aus „Wilhelm Meister“ (Hempel'sche Ausgabe Bd. 17 S. 133) komponieren, und der Herausgeber der „Gedichte“ in der Hempel-Ausgabe, Friedrich Strehlke weist (Bd. 1 S. 238) ausdrücklich auf Goethes Absicht hin, zwei Fassungen des Gedichts, die eine für „Wilhelm Meister“, die andere für die Gedichtsammlung neben einander bestehen zu lassen. Die Lesart „Laß einen Trunk des besten Weins in reinem Glase bringen“, die neulich anlässlich meiner Vorführung der Ballade diese Hörer zu befremden schien, ist also nicht etwa Schumann'scher Eigenmächtigkeit zuzuschreiben, sondern entspricht treu dem Original des Gedichtes.

Das Burns'sche „Niemand“ scheint mir dichterisch ein wenig zu urwüchsig für den Konzertsaal, zumal die selten gehörte Schumannsche Komposition (aus „Myrthen“) ebenso wie das kürzlich von Frl. Wohlgemuth ausgegrabene Gegenstück „Jemand“, zu den schwachbeinigsten Kindern seiner lyrischen Muse gehört. Außer zwei Brahms'schen Gesängen, dem düsteren ergreifenden „Ueber die Haide“ und dem ausgelassenen „Unüberwindlich“ – ein Trinklied von Brahms hat natürlich in Königsberg doppelte Chancen! – sang Herr Hildach noch die vornehm dankbare und gesangliche „Bergnacht“ mit ihren feinsinnigen Klangmalereien von Wilhelm Berger. Die wundervolle, hymnische „Verborgeneheit“ aus Hugo Wolfs kolossalem Mörike-Zyklus nahm der Künstler leider in viel zu raschem Zeitmaß und zerstörte leider auch die melodische Linie durch unzweckmäßige Atemerteilung an mehreren Stellen. So atmete er: [„]Immerdar – durch Thränen sehe – ich der Sterne liebes Licht“, anstatt: [„]Immerdar durch Thränen – sehe ich der Sonne liebes Licht.“ In der sehr schön gesungenen „Bergnacht“ wurde leider das Wort Elfenang durch einen Atem zerschnitten. In solchen Fällen dürfte sich doch eher die kleine Textänderung: „der Elfen Sang“ empfehlen, wenn – vielleicht infolge der Indisposition oder infolge des „Ueberflusses an Akustik“ die Stelle nicht in einem gelingt.

Frau Anna Hildach sang als erste Solonummer drei unleidlich gespreizte Gesänge des talentvollen, aber künstlerisch unausgereiften und selbstkritiklosen Hans Hermann. Theatralik und hohles falsches Pathos machen vor allem die „Nonne“ ungenießbar. Früher, als ich das Stück in Berlin einmal hörte, war darin das sogenannte „Dresdener Amen“ verwendet, das Mendelssohn in seiner vergessenen Reformationskantate,<sup>3</sup> Wagner als Glaubens-Symbol im Parsifal verwendet haben.

---

<sup>1</sup> Das Konzert fand an einem Sonntag statt. Das Datum lag zwischen dem 1.1.1900 (Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs) und dem 5.5.1901 (Entlassung von Ludwig Brefeld als Handelsminister). Vermutlich ist ein Termin im ersten Jahresquartal anzunehmen, da Minister Brefeld äußert, er hoffe auf eine Einigung mit den staatlichen und privaten Gruben „bis zum 1. April“ (Bericht aus dem Parlament auf der Rückseite der Kritik).

<sup>2</sup> Demnach erschien die Kritik an einem Dienstag.

<sup>3</sup> Das Motiv kann man auch in der Andante-Einleitung zu Mendelssohns Reformationssinfonie hören, die heute relativ häufig gespielt wird.

Inzwischen hat Hermann diesen fremden Bestandteil aus einer „Nonne“ herausgeschält, ohne daß es ihm gelungen wäre, die Narben genügen zu verdecken.

An seinem „Die Vorsichtige“, das dem Komponisten schon manchen Erfolg gebracht, kann man einen sehr verbreiteten Trick beobachten. Komponisten, die sonst mit der prosodischen Technik auf gespanntestem Fuße leben – und zu denen gehört Hermann – verfallen bei sogenannten „neckischen“ Liedern in der Regel darauf, nachdem sie den größten Teil des Textes schlecht deklamiert haben, plötzlich die Pointe in einer Weise prosodisch zu behandeln, wie sie in dem ganzen Lied verlangt werden müßte. Die Folge ist ein besonders plastisches Heraustreten der Pointe – und der Erfolg ist fertig. Man sehe sich nur alle Effektlieder darauf an und man wird die Analogieen in großer Zahl finden. Auch „Ach, wie es kam“ ist äußerlich und der Effekt wird darin stets auf Kosten der musikalischen Logik bewirkt.

Da kann man an den anspruchslos liebenswürdigen und niedlichen Liedern Hildachs mit ihrer allen Exzentrizitäten abholden Wohlanständigkeit viel eher sein Vergnügen haben. Frau Hildach sang deren drei, „Ueber dem Busch der Rose“, „Dithyrambe“ und „Wie ging’n tosam in Feld“ nach Klaus Groth. Dieses, ein plattdötsches Seitenstück zu dem schönen „John Anderson, mein Lieb“ von Burns, mußte die Sängerin wiederholen, ebenso eine Neuheit ähnlichen Genres und von gleichen Dichter, Na de Brut (Zur Braut!) von Ulrich Hildebrandt. Sehr warm empfunden war der Vortrag des Volksliedes „Schwesterlein“ in der tief sinnigen Bearbeitung von Brahms. In dessen herrlicher „Mainacht“, hatte allerdings sie Indisposition der Künstlerin hie und da Intonationstrübungen zur Folge. In dem Volkslied beherzigte die Künstlerin den goldenen Rat Amalie Joachim: „Bei Volksliedern nur nicht zu viel Vortrag machen wollen, sondern einfach und natürlich singen!“ Was für Karrikaturen des Liedes bekommt man in Konzert und Salon oft gerade von dem erschütternden „Schwesterlein“ zu hören. An der Aussprache der Sängerin fiel mir nur die Behandlung des Diphtongs „au“ störend auf, die das a auf Kosten des u-Lautes bevorzugte.

Die Solovorträge waren von zwei Duettnummern umrahmt. Die beiden Nummern sind im Timbre zu verschiedenartig, als daß sie sich gut amalgamieren könnten; dennoch fesseln die Zwiegesänge des Künstlerpaares durch die feine Abtönung des Vortrags. Die erste Nummer bestand aus je zwei Duetten von Georg Henschel – darunter der liebenswürdige Kanon „Kein Feuer, keine Kohle“, den wir vorm Jahr vom Komponisten selbst und seiner Gattin hier gehört – und von Peter Cornelius. Drei hübsche Duette von Hildach selbst wurden so beifällig aufgenommen, daß am Schluß eine entzückende Ausführung von Schumanns „Unterm Fenster“ als Zugabe notwendig wurde. Am Klavier saß der junge Holländer Henri Pusch, ein pianistisch ausgezeichnete, dabei feinfühligere und zuverlässigere Begleiter. Er erwarb sich durch die künstlerische stilsichere Lösung seiner verschiedenen Aufgaben Anspruch auf wärmste Anerkennung.